

Verantwortliche Redakteure.

Für den politischen Theil: E. Fontane, für Feuilleton und Vermischtes: J. Steinbach, für den übrigen redakt. Theil: J. Sachsfeld, sämtlich in Posen. Verantwortlich für den Inseratenthail: J. Klugkist in Posen.

Posener Zeitung

Achtundneunzigster Jahrgang.

Inserate werden angenommen in Posen bei der Expedition der Zeitung, Wilhelmstraße 17, Gul. Ad. Schick, Hoflieferant, Gr. Gerber- u. Breitestr. Ecke, Otto Kiehl, in Firma J. Neumann, Wilhelmplatz 8, in den Städten der Provinz Posen bei unseren Agenturen, ferner bei den Annoncen-Expeditionen Rudolf Klose, Haafenlein & Fogler A.-G., G. J. Daube & Co., Invalidendank.

Nr. 511

Die „Posener Zeitung“ erscheint wochentlich zwei Mal, an den auf die Sonn- und Festtage folgenden Tagen jedoch nur zwei Mal, an Sonn- und Festtagen ein Mal. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 4.50 M. für die Stadt Posen, 5.45 M. für ganz Preussischland. Bestellungen nehmen alle Kugelschreiber der Zeitung sowie alle Postämter des deutschen Reichs an.

Sonnabend, 25. Juli.

Preis der Morgen- und Abendausgabe 20 Pf., auf der letzten Seite 30 Pf., in der Abendausgabe 30 Pf., an benutzter Stelle zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags, für die Morgen- und Abendausgabe bis 5 Uhr Nachm. angenommen.

1891

Politische Uebersicht.

Posen, 25. Juli.

Unter dem Vorsitz des Freiherrn von Loë hat sich die General-Versammlung des „Rheinischen Bauernvereins“ nur dann für die Ermäßigung des Getreidezolles durch den deutsch-österreichischen Handelsvertrag ausgesprochen, wenn ihnen ein gleichwertiger Ersatz geschaffen wird. Als solcher wurde z. B. eine Ermäßigung der Eisenbahntarife bis zu bestimmten Gegenden, etwa bis Sachsen, aber nicht von Osten her bis in die Rheinlande, empfohlen. Eine geographisch weitere Frachtermäßigung würde nach Ansicht der rheinischen Bauern dem Westen schaden. Da damit die ost- und westpreussischen Bauern nicht zufrieden sein werden, so kann man neugierig sein, wie das Ministerium Caprivi die Streitfrage lösen wird. Wenn es im Vorschlagen von Kunststücken im Interesse der Landwirthe, der Handelsverträge und der Volksernährung so weiter fortgeht, ohne das Radikalmittel, die Befreiung des Zolltarifs, zu gebrauchen, so erleben wir noch innerhalb des deutschen Reichs — das nach Artikel 33 der Reichsverfassung „ein Zoll- und Handelsgebiet bildet“ und in dem nach demselben Artikel alle Gegenstände aus einem in den anderen Bundesstaat frei eingeführt werden dürfen — daß wieder Zollbarrieren in Gestalt von Eisenbahntarifen aufgerichtet werden.

In der Münchener „Allg. Ztg.“ wird „im Interesse der Erleichterung des überbürdeten Dienstpersonals und zugleich der Sicherheit des reisenden Publikums“ die Beschränkung des Fahrplans an Sonn- und hohen Feiertagen auf zwei oder drei Personenzüge nach jeder Richtung zur Aufrechterhaltung des unumgänglichen Verkehrs empfohlen. Zur Begründung wird u. A. angeführt, daß dem reisenden Publikum durch die geringe Ausnutzung und erleichterte Inspektion der Bahnlagen während des stilleren und lokalen Sonntagverkehrs größere Sicherheit gewährt werde. Außerdem werden die englischen Zustände ausdrücklich als Muster hingestellt. In der neuesten Gewerbeordnungs-Novelle sind bekanntlich Vorschriften zur Herbeiführung einer strengeren Sonntagruhe gegeben, damit den Arbeitern und Gewerbetreibenden die Sonn- und Feiertage wirklich Tage der Erholung werden, die Verkehrsanstalten aber sind mit gutem Bedacht ausdrücklich davon ausgenommen. Das deutsche Volk will keinen Sonntag nach englischem Muster; es sucht seine Erholung darin, daß es sich ins Freie begiebt und namentlich den Bewohnern der großen Städte ist es berechtigtes Bedürfnis, an Sonn- und Festtagen Ausflüge in die Umgegend zu unternehmen, um nach sechs Tagen der Arbeit einmal frische Luft zu athmen. Die gesetzgebenden Faktoren werden diesem Bedürfnisse, wie wir zuversichtlich hoffen, nicht entgegenzutreten, immerhin erscheint es angezeigt, Bestrebungen, wie sie in der „Allg. Ztg.“ zum Ausdruck kommen, sofort mit aller Bestimmtheit entgegenzutreten. Auf einen solchen Gedanken kann man auch wohl nur in Süddeutschland kommen, wo sich der Verkehr zwischen München und Nürnberg bisher mit einem Geleise hat behelfen

können. Für Norddeutschland paßt dergleichen nach keiner Richtung hin. Die Eisenbahnverwaltungen aber werden selbst sich wohl gegen die Unterstellung verwehren, daß sie die Inspektion der Bahnlagen an den Sonn- und Feiertagen vermehren müßten, wenn sie dem Publikum die nothwendige Sicherheit gewähren wollten.

Auf den unverkennbaren Rückgang der Sozialdemokratie haben wir in letzter Zeit mehrfach hingewiesen. Zur weiteren Kennzeichnung dieses Rückganges mögen folgende Ziffern aus der Statistik der seit vorigem Jahre erlebten Ersatzwahlen dienen, bei denen die Sozialdemokratie Kandidaten aufgestellt hatte. Sie ist seit dem 20. Februar 1890 zurückgegangen bei den Ersatzwahlen in Oberbayern von 1381 auf 836, in Uelzen von 1167 auf 599, in Prenzlau von 1704 auf 1346, in Bonn von 692 auf 228, in Marienwerder von 237 auf 177, in Würzburg von 4615 auf 2797, in Sonneberg von 7215 auf 7103, in Gießemünde von 4888 auf 3810, in Kassel von 9170 auf 7872, insgesammt von 31 069 auf 24 768 Stimmen. Das ist ein Verlust von rund 20 Proz., dem schlechterdings nichts gegenübersteht als ein Zuwachs von 377 Stimmen bei der Ersatzwahl in Kaiserslautern und von 1382 Stimmen in dem Riesenwahlkreis Bochum, wo aber heute bereits der Zusammenbruch der sozialdemokratischen Bergarbeiter-Bewegung darin sich offenbart, daß zur Aufrechterhaltung der Organisation auch Nicht-Bergleute zum Bergverband herangezogen werden müssen. Nach alledem ist auch nicht anzunehmen, daß die Sozialdemokratie im Kasseler Kreis hinter ihren 7872 Stimmen noch irgend erhebliche Reserven zur Verfügung hat, so daß es bei einer energischen gemeinschaftlichen Agitation der auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung stehenden Parteien nicht allzuschwer fallen dürfte, ihr auch hier den „Erfolg“ vorzuenthalten, der die innere Krisis zum Stillstand bringen sollte.

Kardinal Lavigerie hat in Lyon einem Berichterstatter folgende Mittheilung gemacht: „Wenn der Papst der Ansicht ist, daß die Demokratie an Boden gewinnt und daß die republikanischen Grundsätze immer mehr Fortschritte machen, wenn er ferner denkt, daß wir im Interesse der Religion dieser Bewegung folgen sollen, so müssen wir ihm gehorchen. Die Zeit ist gekommen, wo es heißt, für die Kirche zu kämpfen, und wenn uns der Papst sagt, daß wir zu diesem Zweck die Republik anerkennen sollen, so müssen wir gehorchen.“

Im nordamerikanischen Staate Tennessee herrschen in Folge des Ausstandes der Bergleute der Briceviller Bergwerke derartig bedenkliche Zustände, daß ein Aufgebot der gesammten Staatsmiliz hat erfolgen müssen und der Gouverneur des Staates außerdem den Gouverneur des benachbarten Staates Georgia hat ersuchen müssen, ihm zwei Kompagnien Infanterie und zwei Batterien Artillerie mit Gatlinggeschützen zur Verfügung zu stellen. Die Briceviller Bergwerke gehören der Tennessee Kohlen- und der Knoxville Eisen-Gesellschaft und liegen in einem von drei Bergen umschlossenen Thale. Die ausständigen Bergleute, ergrimmt

darüber, daß die Gesellschaften an ihrer Stelle Sträflinge als Arbeiter eingestellt hatten, hielten, wie eine Meldung vom 21. d. M. besagt, in Stärke von etwa 2000 Mann und wohlbewaffnet, die bewaldeten Höhen besetzt und hatten von da aus leichtes Spiel mit einer gegen sie anrückenden kleiner Abtheilung Miliz, welche, nur 88 Köpfe stark, nichts gegen sie auszurichten vermochte. Von dem etwa 5 engl. Meilen entfernten Coal Creek rückten ferner noch 1000 Mann nach Briceville, umzingelten die Miliz und forderten sie auf, sich zu ergeben. Da der Oberst Sevier das Nutzlose jeglichen Widerstandes einsah, so verfügte er die Entfernung der Sträflinge aus den Kohlenruben und ihre Ueberführung nach Knoxville. Die Bergleute gaben den Sträflingen wie der Miliz bis zum Bahnhof das Geleite und begaben sich dann nach den Knoxville Eisenminen, wo sich dieselben Vorgänge wiederholten. Die Miliz ergab sich und wurde gemeinschaftlich mit den dort beschäftigten Sträflingen gleichfalls nach Knoxville gefandt. Die Bergleute hielten das Telegraphenamnt in Briceville besetzt und unterwarfen alle Drahtmeldungen, die für Zeitungen bestimmt waren, einer strengen Zensur. Eine fünf englische Meilen lange Eisenbahnstrecke war von ihnen vollständig besetzt. Vorgefunden wurde in Knoxville ein aus vier Bürgern bestehender Versöhnungsausschuß gewählt, welchem auf Verlangen der Bergleute seitens des Zentralausschusses derselben noch ein fünftes Mitglied beigegeben wurde. An demselben Tage war der Gouverneur des Staates mit dem General-Anwalt in Knoxville eingetroffen und eine Abordnung der Bergleute war sofort bei ihm erschienen, um einen Ausgleich herbeizuführen. Von dem Ausgange dieser Verhandlungen hing es ab, ob die Miliz und die herbeigerufenen Truppen gegen die Ausständigen vorgehen sollten. Ueber das Ergebnis liegt eine Meldung noch nicht vor.

Der Boeren-Tref nach Maschonaland ist durchaus nicht aufgegeben, er wird nur jetzt in Gesellschaften von Zweien und Dreien, anscheinend um zu jagen, unternommen. Sind sie weit genug nördlich gekommen, so daß sie die Intervention der Behörden nicht mehr zu befürchten haben, so wollen sie sich wieder an einer bestimmten Stelle versammeln und von Bantailand einen Vorstoß gegen Maschonaland unternehmen. Dort sind aber die Zustände gar nicht so einladend, wie sich die Boeren vorstellen. Nach Mittheilungen eines Korrespondenten des „Observer“ sind die Polizeikräfte und Pioniere in dem „Elorado“ der britischen südafrikanischen Gesellschaft dem Hungertode nahe. Viele von ihnen müssen, da sie nicht ausreichend Schuhe und Stiefel besitzen, barfuß gehen. Krankheit und Tod haben die Reihen der Ansiedler gelichtet, und das Land ist voll von Gräbern. Am Lumbifluß allein sind 40 bis 50 weiße Männer gestorben. In fast allen Gegenden sollen Fieber herrschen, und es bereitet häufig Schwierigkeiten, Holz oder Wasser zu erhalten. Der Berichterstatter schließt seinen Brief mit der Versicherung, daß das Land Jedermann verhaßt und die Leitung der Gesellschaft unerträglich sei.

Aus dem hauptstädtischen Gastwirthschaftsleben.

Durch die in den letzten Wochen in Berlin stattgehabten nächtlichen Kellnerinnen-Versammlungen mit ihren wüthen Ausschreitungen und cynischen Redeergüssen ist die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Kneipen mit Damenbedienung gelenkt worden, welche eine der trübsten Seiten des Gastwirthschaftslebens in der Hauptstadt darstellen. Es giebt solcher Restaurants in Berlin viele Hunderte, von den geräumigen, ein ganzes Stockwerk einnehmenden Etablissements mit zwanzig, dreißig Kellnerinnen bis hinab zu den erbärmlichen, verräuchersten Kellerlokalen, in welchem die Bedienung „von zarter Hand“ durch eine einzige, infolge von langjährigen Bier-Drigien aufgedunsene und gewöhnlich stark geschminkte Hebe erfolgt. Mag man durch ein noch so ärmliches Viertel wandern, mag man eine noch so entlegene Gasse passieren, so wird man im Dunkel der Nacht hier eine dunkelrothe Laterne glühen, eine hellblaue oder rosafarbene Gaslichtglocke aufleuchten sehen — ecco signum, das ist das unverkennbare Zeichen einer „Kneipen-Neipe“, wie im derben Berlinisch diese Lokale genannt werden, die Flamme, welche die Nachtfalter in die fengende Gluth lockt.

Sämmtliche Restaurants mit Damenbedienung zerfallen in drei Gruppen, in die sogenannten „Animir-Kneipen“ — das ist der weitaus größte Theil — in die Studenten-Kneipen und in die anständigen Bierwirthschaften. In den „Animir-Kneipen“ werden die Kellnerinnen von den gewissenlosen Wirthen, die unter Umständen auch vor der schimpflichen Rolle des Kupplers

nicht zurückschrecken, gezwungen, die Gäste auf alle mögliche Weise zum Trinken zu animiren, indem sie sich mit an den Tisch setzen, einen anscheinend unstillbaren Durst entwickeln und nicht eher ruhen, als bis sie den Zechenden sinnlos betrunken gemacht haben. Während einer solchen Orgie werden dann von den ehrenwerthen Prinzipalen allerlei Geschäftsnisse in Anwendung gebracht. Eine der „Kneipen-Neipen“ in der ersten Kellnerinnen-Versammlung hat in sehr drastischer Weise geschildert, wie der Wirth, wenn sie einen Gast zärtlich umarmt, sehr geschickt die auf dem Tisch stehenden noch dreiviertel vollen Flaschen wegescamotirt und sie durch frische Bouteillen ersetzt. Natürlich werden dem Gast alle diese Flaschen auf Rechnung gesetzt, und zumeist befindet er sich nach einem solchen Gelage in einem Zustande, daß man ihm einfach das Portemonnaie aus der Tasche zieht und ihn der Mühe des eigenhändigen Bezahls enthebt. Rechnungen in Höhe von mehreren hundert Mark sind in solchen Restaurants nichts seltenes.

Man fragt sich unwillkürlich, woher kommen denn alle die lockeren Vögel, welche sich so schnöde rupfen lassen? Zum großen Theil sind es die sogenannten „Provinzonsels“, die Rittergutsbesitzer, wohlhabende Geschäftsleute aus kleinen Städten u., die sich in Berlin, wenn sie ihre Geschäfte gut abgewickelt haben, einmal eine vergnügte Nacht machen wollen. Außerdem verprassen junge Bummel, die von ihren begüterten Angehörigen mit Geldmitteln versorgt werden, den größten Theil ihres „Einkommens“ in diesen Spelunken. In der schwülen Atmosphäre dieser Ausschweifungstätten gedeihen aber auch die verbrecherischen Keime und entfalten sich in üppiger Blüthe. So mancher junge Kaufmann hat durch den

häufigen Besuch der „Animir-Kneipen“ schließlich jeden moralischen Halt verloren und sich durch einen räuberischen Eingriff in die Kasse seines Chefs, durch Unterschlagung und Bücherfälschung, das Geld für weitere Orgien verschafft. Wiederholt ist an Gerichtsstelle konstatiert worden, daß halb-wüthige, ungetreue Lehrlinge in wenigen Tagen in Wein-Restaurants mit Damenbedienung ein bis zwei Tausend Mark vergeudet haben. Sind in solchen Fällen die Wirthen nicht einfach als Mitschuldige zu betrachten? Unter den „Animir-Kneipen“ befinden sich zahlreiche Kostüm-Kneipen, das heißt solche Lokale, in welchen die Kellnerinnen, um dadurch einen besonderen Anreiz auf das Publikum auszuüben, in bunten phantastischen Trachten erscheinen. Es giebt in der L.-Straße ein Restaurant, das sich auf diesem Gebiet durch besondere Originalität hervorzuthun sucht und das dabei namentlich den Berliner Theatern eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Als die „Drei Grazien“ im „Adolph Ernst-Theater“ eine große Zugkraft ausübten, servirten die Kellnerinnen als Grazien; als man im „Wallner-Theater“ vor einigen Monaten „Des Teufels Weib“ aufführte, wurden die Kellnerinnen flugs als gehörnte Teufelinnen eingekleidet. In der Zeit, wo in dem jetzt von der Bildfläche verschwundenen „Victoria-Theater“ die „Sieben Raben“ ein großes Publikum anlockten, ließ der ingeniose Besitzer des Restaurants in der L.-Straße seine Kellnerinnen als Raben anschwären. In einem anderen Lokal in der Kommandanten-Straße werden die Gäste in der einen Woche von „Semmerinnen“, in der anderen Woche von „Rococo-Damen“ bedient; und so weiter in beständigem Wechsel. In den meisten Kostüm-Kneipen müssen die





